

für die

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 99.

Berlin, Dienstag den 19. August

1845.

### England.

#### Britische Juristen.\*)

Somers. — Hardwicke. — Thurlow. — Dunning. — Kenyon. — Vaughanbrough. —  
Erskine. — Sheppard. — Romilly. — Fentenden. — Eldon.

Der britische Juristenstand bietet die eigenthümliche Erscheinung dar, daß er der größten Ehren und eines überwiegenden Einflusses genießt und dabei der einzige ist, der, so zu sagen, das demokratische Element vertritt. Um sich im geistlichen Stande, der auch die höheren Lehramter monopolisirt, und im Militair emporzuschwingen, ist Geburt, Reichthum oder Protection fast unentbehrlich; die diplomatische Laufbahn ist gleichfalls nur den Sproßlingen der Aristokratie eröffnet; die wichtigsten Rechtsstellen sind dagegen seit Jahrhunderten oft von Männern aus den unteren und mittleren Klassen besetzt worden, die sich nicht durch Konnexionen oder adliges Blut, sondern durch Talent und Fleiß ihren Weg bahnten. Selbst die Würde eines Großkanzlers oder Lord High Chancellor, der in der englischen Staats-Hierarchie den Prinzen des königlichen Hauses und dem Erzbischof von Canterbury zunächst steht, ist nicht selten einem solchen glücklichen Emporkömmlinge zu Theil worden; dasselbe gilt von den eben so wichtigen als ehrenvollen Ämtern der Oberrichter (Lords Chief Justices). Lord Somers, Lord Hardwicke und Lord Ashburton waren die Söhne von einfachen Attorneys\*\*), Lord King und Lord Gifford von Krämern. Der Vater Lord Fentenden's war Barbier zu Canterbury, und wir haben in diesen Blättern schon die Art erzählt, wie er einen adelsholzen Spötter zurechtwies, der sich über seine Herkunft lustig machte. Lord Thurlow war der Sohn eines armen Landgeißlichen, Sir Vicary Gibbs eines Apothekers, Sir Samuel Romilly eines Juweliers aus einer französischen Refugié-Familie, Sir Samuel Sheppard eines Goldschmieds. Graf Mansfield und Lord Erskine waren zwar aus schottischen Patres-Geschlechtern entsprossen, hatten aber ihr Glück nicht der Unterstützung ihrer Verwandten, sondern nur ihren eigenen Anstrengungen zu verdanken. Zwei der berühmtesten Juristen neuerer Zeit, der verstorbene Lord Eldon und sein Bruder, der Admiraltätsrichter Lord Stowell, waren die Söhne eines Kohlenhändlers in Newcastle, und der jetzige Lord-Kanzler Lyndhurst hatte den amerikanischen Maler Copley zum Vater.

Die Art und Weise, wie diese Männer aus der Dunkelheit zu den höchsten Staatswürden gelangten, war nicht bei allen gleich; einige hatten ihr Emporkommen zum Theil einem glücklichen Zufalle zu verdanken, andere nur dem angestrengtesten Fleiß und der unermüdblichsten Ausdauer — noch andere waren mit einer Genialität begabt, die alle Hindernisse beseitigte und ihren Erfolg sicherte. Nur eine Eigenschaft war ihnen Allen gemein — eine Eigenschaft, ohne die kein Mitglied des englischen Barreau's einen bedeutenden Ruf erwerben kann — wir meinen das Rednertalent. Die nachfolgende Parallele wird unseren Lesern einigen Begriff von den Phasen geben, die ein Themisdjänger in England auf der Bahn des Glücks und der Ehre zu durchlaufen hat.

John, Lord Somers, lebte (1650—1716) zu einer Periode, wo die richterlichen Würden kaum noch aufgehört hatten, von der königlichen Willkür abzuhängen oder den Preis politischer Intriguen zu bilden. Die Politik spielt allerdings noch heutzutage in den juristischen Ernennungen eine bedeutende Rolle; bei Ausfüllung der höheren Ämter nimmt man immer auf die Partei Rücksicht, und die Whigs ernennen nie einen anderen als einen Whig, die Tories eben so unwandelbar einen Tory; aber man trägt doch Sorge, nur solche Personen zu wählen, die an der Spitze ihrer Profession stehen und die auch abgesehen von ihren politischen Meinungen ihre Beförderung verdienen. Somers ergriff schon im Anfange seiner Laufbahn die Partei der Whigs, deren Vertrauen er durch einige Pamphlete erwarb, in welchen er die despotischen Anmaßungen der beiden letzten Stuarts bekämpfte. Der junge Herzog von Shrewsbury, Charles Talbot, einer der einflussreichsten Staatsleute jener Zeit, unterstützte ihn mit seiner ganzen Macht; als man ihn aber in dem Prozeß der sieben Bischöfe, die der Widersetzlichkeit gegen die Verordnungen

Jakob's II. angeklagt wurden, zum Rechtsbeistande vorschlug, wandten diese ein, daß er zu jung und zu wenig bekannt sey. Der Serjeant Poulterers\*) bestand auf seiner Ernennung, und die Rede, die Somers bei dieser Gelegenheit hielt, legte den Grund zu seinem Rufe. Er stieg nach und nach zum General-Anwalt (Attorney-General), Großkanzler und Pair, und gilt noch heutzutage für das Muster eines unbestechlichen Richters und aufgeklärten Staatsmanns. Sein Beispiel hat sogar, wie es scheint, einen heilsamen Einfluß auf spätere Generationen geübt; mit Ausnahme eines einzigen Falles (Lord Maclesfield's) haben seine Nachfolger sich von den korrupten Gebräuchen der Vorzeit rein gehalten, und ein Intrigant wie Shaftesbury, ein Wütherich wie Ferreries, konnte in England nie wieder die höchsten richterlichen Würden bekleiden. Der einzige Flecken in seinem Charakter war seine übertriebene Vorliebe für das weibliche Geschlecht, der man auch die frühzeitige Nacht zuschreibt, die seine ausgezeichneten Fähigkeiten umhüllte.

Philipp Yorke, Graf von Hardwicke, wuchs im Bureau eines Attorney auf, wo er das Glück hatte, die Aufmerksamkeit des Lord-Kanzlers Maclesfield auf sich zu lenken. Maclesfield, der eben so sehr durch seine Gelehrsamkeit als seine Habsucht bekannt war, die ihm später den Tadel des Parlaments, eine Geldbuße von 30,000 Pfd. Sterl. und die Entfernung vom Amte zuzog, erhob seinen Schützling schnell bis zu den höchsten richterlichen Stufen. Yorke war kaum neunundzwanzig Jahr alt und gehörte erst seit fünf Jahren zum Barreau, als er zum General-Bischof (Solicitor-General) ernannt wurde. Da er bisher nur wenig prakticirt hatte, so glaubten ihn Viele zu einem so wichtigen Amte unfähig; aber seine Talente und Kenntnisse setzten ihn bald in den Stand, den Erwartungen seiner Gönner zu entsprechen — er zeigte sich einem noch ausgedehnteren Wirkungskreise gewachsen, und schon in seinem Asten Jahre ward ihm der Kanzler-Posten zu Theil.

Edward, Lord Thurlow, machte seinen Weg mit fast gleicher Schnelligkeit und durch ähnliche Umstände begünstigt, obwohl sein rauhes, hochfahrendes Wesen den schneidendsten Kontrast zu dem sanften, geschmeidigen Charakter Lord Hardwicke's bildete. Es wurde ihm durch einen Zufall die Leitung eines Prozesses übertragen, der um die Erbschaft der großen schottischen Familie Douglas geführt ward; dieses brachte ihn in Verbindung mit der berühmten Herzogin von Queensberry\*\*), der Freundin Pope's, Gay's und Swift's — einer Dame, welche Männer von Talent zu schätzen wußte. Sie erkannte sogleich den Wert eines so genialen Kopfes wie Thurlow und empfahl dem damaligen Premier-Minister, Lord Bute, ihn für sich zu gewinnen. Seine Ernennung zum königlichen Rechts-Konsulenten (King's Counsel) erfolgte im Jahre 1761, weniger als sieben Jahre nach seinem Eintritt in den Advokatenstand. Seine Stellung war noch schwieriger als die des Lord Hardwicke, da er bisher ganz ohne Praxis gewesen war; aber er besaß in weit höherem Grade die Willenskraft und das unerschütterliche Selbstvertrauen, welche alle Schranken vor sich niederwerfen. Seine juristischen Kenntnisse waren übrigens gering; er war mehr Staatsmann als Rechtsgelehrter. Auf dem Gipfel der Ehren behielt er seine Derbheit und Einfachheit der Sitten bei; weit entfernt, sich seiner obskuren Herkunft zu schämen, war er darauf stolz. Als man ihm einst damit schmeicheln wollte, daß man seine Familie von dem als Staats-Secretair des Protektors Cromwell bekannten Thurlow ableite, erwiederte er: „Das ist falsch! Es waren damals in unserer Grafschaft zwei Thurlow's: der Staats-Secretair und der Fuhrmann; mein Ahnherr war der Fuhrmann.“

John Dunning, Lord Ashburton (1731—1783), wurde um das Jahr 1756 als Mitglied des Barreau's aufgenommen, blieb aber einige Zeit ganz unbeachtet. „Er bereiste die westlichen Grafschaften“, sagt der Geschichtsschreiber von Devonshire, Polwhele, „ohne daß man ihm eine einzige Sache anvertraute, und wäre Lavater 1759 in Greter gewesen, so würde er den Konsulenten Dunning für einen Blödsinnigen erklärt haben. Er hatte in seinem Gesichte nicht einen Zug, der Talent oder Geist verrieth.“ Dessenungeachtet wurde er dem Vorschlagenden der ostindischen Compagnie empfohlen, der eines Rechtsgelehrten bedurfte, um die Antwort auf ein von der holländischen Regierung eingereichtes Memorial abzufassen. Dunning führte diesen Auftrag mit solcher Geschicklichkeit aus, daß er sich dadurch mehrere vortheilhafte Konnexionen erwarb, und da zugleich einer der leitenden Advokaten des

\*) Nach einem Artikel in der Edinburgh Review bearbeitet.

\*\*) Der Attorney (Zachwalter) nimmt im englischen Juristenstande (wenn man ihn überhaupt dazu rechnen kann) den niedrigsten Platz ein. Ihm fällt nur der mechanische Theil des Geschäftes anheim, indem er die Rechtsakten für den Barrister (Anwalt) oder Counsellor (Konsulenten) vorbereitet. Die Barristers sind gentlemen, die Attorneys nur tradesmen (Gewerbetreibende). Auch in Hinsicht der Ehrlichkeit haben sie einen bösen Ruf; der Schurke oder Rechtsverderber der englischen Romane und Lustspiele ist gemeinlich ein Attorney.

\*) King's Serjeants heißen die Rechtsgelehrten erster Klasse, von denen es nur eine bestimmte Anzahl giebt und die den Richtern zunächst stehen, ihnen folgen die King's Counsels.

\*\*) Die Herzogin von Queensberry waren die Häupter einer jüngeren Linie der Familie Douglas.

westlichen Gerichtskreis (western circuit) vom Podagra befallen wurde, so nahm er dessen Stelle ein und benutzte diesen Umstand aufs Beste. Den glänzenden Triumph erlangte er durch seine Rede gegen die Gefährlichkeit der offenen Verhaftsbefehle, die er im Jahre 1765 hielt. Seine Anstellung in dieser wichtigen Sache hatte er dem berühmten Demagogen Wilkes zu verdanken, dessen Bekanntheit er in den Kaffeehäusern des Temple machte, wo sich damals Advokaten, Schriftsteller und geistreiche Wüstlinge zu versammeln pflegten.

Lloyd, Lord Kenyon (1732—1802), arbeitete sich langsam und mühevoll durch eisernen Fleiß und tiefe juristische Kenntniß empor; es dauerte aber zwölf Jahre, ehe er an den lukrativen Geschäften seines Berufs theilzunehmen begann. Wie man sagt, unterstützte er zuweilen mit seiner Gelehrsamkeit den Kanzler Thurlow in seinen richterlichen Obliegenheiten und wurde von diesem aus Dankbarkeit überall vorgeschoben und begünstigt.

Alexander Wedderburn, Lord Boughborough († als Graf von Rosslyn 1805), begann seine Laufbahn als Advokat beim schottischen Barreau. In einem Wortwechsel mit dem Lord-President \*) wurde er zu der Aeußerung hingerissen: was jener als Richter gesagt habe, könne er als Mann von Ehre nicht vertreten. Der Gerichtshof verurtheilte ihn zur Abbitte, und da er diese verweigerte, so mußte er das schottische Barreau verlassen. Dieses scheinbare Mißgeschick erwies sich in der Folge als der glücklichste Umstand, der ihm begegnen konnte. Er begab sich nach London, wo er ein eifriger Theaterbesucher ward und durch den Umgang mit Macklin, Foote und Sheridan (dem Vater des Parlamentsgliedes und Dramatikers) seinen kaledonischen Accent zu verbessern suchte. Zwei Landsleute, der Premierminister Bute und der Buchhändler Strahan, verhassten ihm zu mehreren einträglichen Rechtsachen, und da er eben keine übergroße Delikatesse besaß, so fanden die Nachhaber des Tages, Lord North und später William Pitt, in dem schlaun Boughborough ein nützliches Werkzeug. So ward er zweimal Kanzler und einmal Großsiegelbewahrer, und obwohl im Publikum weniger geschätzt, als sein Nebenbuhler Thurlow, war er am Hofe desto beliebter. (Schluß folgt.)

## Süd-Amerika.

### Die Freistaaten vom Rio de la Plata. \*\*)

#### II.

Der Freistaat Uruguay. — Montevideo.

Die Grenzen des Freistaates Uruguay sind: Brasilien (dessen südliche Grenze sich nach einer im Jahre 1804 bestimmten Linie in der Richtung von Südwesten nach Südosten vom Rio Cuarey bis zum Rio Jaguaron erstreckt), ein zwischen dem atlantischen Ocean und der Laguna de Merim gelegenes neutrales Gebiet, der atlantische Ocean, der Rio de la Plata, und der Uruguay, welcher sie von zwei argentinischen Provinzen, Entre-Rios und Corrientes, trennt. Auf einer Oberfläche von 20,000 französischen Quadratmeilen leben 150,000 Einwohner. Das Land ist eine weite, fruchtbare, mit Holz bewachsene und zum Theil morastige Ebene, wird von drei großen Flüssen bespült, besitzt am Rio de la Plata, nahe am atlantischen Meere, drei natürliche Häfen und hat ein gesundes und gemäßigtes Klima. Durch seine geographische Lage ist Uruguay zum Welthandel geeignet und wird, wenn der verheerende Krieg erst ein Ende gefunden, binnen wenig Jahren einen raschen Aufschwung nehmen.

Die Republik ist in mehrere Bezirke getheilt, von denen ein einziger, der von Montevideo, eine gebildete Bevölkerung besitzt; alle übrigen sind fast ausschließlich von Gauchos bewohnt. Große Estancias sind zu Mittelpunkten von Ansiedelungen geworden, und einige kleine Städte haben sich am Ufer der Flüsse erhoben. Der Krieg hindert ihr Aufblühen und verzögert die reiche Zukunft, welche ihnen bevorsteht. Colonia del Sacramento am Rio de la Plata zwischen Montevideo und Buenos-Ayres ist ein kleiner Hafen, welcher den vom Unwetter überfallenen Schiffen zur Zuflucht dient und, wenn die beiden großen Städte unter zwei geregelten Regierungen zu Ruhe und Ordnung gelangt seyn werden, einen sehr vorteilhaften Küstenhandel mit ihnen unterhalten wird. Maldonado, ein Hafen an der Mündung des Rio de la Plata, dient den Schiffen Europa's und der Vereinigten Staaten, welche nach Buenos-Ayres und Montevideo gehen, als Zufluchtsort in vorkommenden Fällen; die Piloten von Maldonado kennen die Gefahren des Stromes vortrefflich und haben reiche Ladungen vom fast sicheren Untergange gerettet. In Maldonado residirt ein französischer Vice-Konsul. Die kleine Stadt Florida, im Bezirke gleiches Namens, genießt einer gewissen lokalen Berühmtheit, weil sie während des Krieges der argentinischen Conföderation gegen Brasilien zu Gunsten der banda oriental, der Sitz der freien Regierung dieses letzteren Staates war.

Wenn die Schiffer um das Vorgebirge Santa Maria gekommen sind, so segeln sie vorsichtig, das Sentblei in der Hand, weil der Rio de la Plata mit Klippen besät, oft von dicken Nebeln bedeckt und von ungleicher Tiefe ist. Wenn man bei der Insel Lobos vorüber ist, welche wegen der Meerwölfe wichtig ist, die sie besuchen, und deren Fell im Handel geschätzt wird, und wenn man den von den Seefahrern gefürchteten banco Ingles und die mit einem sehr nützlichen Leuchtturm versehene Insel Flores passiert hat, so ge-

wahrt man bald den Cerro (Hügel), auf welchem ein anderer, den Hafen von Montevideo beherrschender Leuchtturm steht; bald darauf segelt man zwischen den Kriegsschiffen aller Nationen hin, die ungefähr drei französische Meilen von der Stadt auf der Rhyde liegen, und gelangt zwischen das Fort San-José und den Cerro, welche die kleine und, im Vergleich zu dem, was sie von 1832 bis 1842 war, jetzt fast verlassene Rhyde schließen. Nun entfaltet sich die Stadt Montevideo vor den Blicken des Reisenden. Von hier aus gewähren die weißen, nie über ein Stockwerk hohen, auf einer Halbinsel verstreuten Häuser einen sehr angenehmen Anblick: rechts zeigt das Fort San-José seine grauen Mauern, seine Kanonenschlünde und die mit einer goldenen Sonne geschmückte weiß und blau gestreifte Flagge der Republik; das Hospital, ein großes längliches Biered, breitet sich in schwerfälliger Regelmäßigkeit aus, und die netten Miradores der privilegirten Wohnungen zeigen ihre scharfen Umrisse. In der Mitte ziehen die Zollgebäude den Blick auf sich; der Thurm von San Francisco macht nur dadurch einigen Eindruck, daß er allein steht, und die Matriz (Domkirche), ein schwerfälliges, langes Gebäude, erhebt ihre beiden Thürme, von deren Fapence-Mosaik die Sonne widerspiegelt. Links sind reizende Villas im flachen Lande verstreut, und ein kleiner Hügel mit einer Windmühle, der Cerrito, giebt durch seinen grünen und sanften Abhang dem Bilde einen angenehmen Schluß. Hinter diesem Cerrito liegt seit dem Februar 1843 die Armee des nach der Präsidentschaft der Republik strebenden Generals Oribe. Seit dieser Zeit hat er noch nicht einen Zoll breit Landes gewonnen und auch noch keinen ernsthaften Versuch gemacht, um die Stadt mit Gewalt zu erobern.

Zu Montevideo hat der Rio de la Plata noch eine Breite von zwölf deutschen Meilen. Der Hafen liegt am linken Ufer des Flusses und ist bequemer und sicherer als der von Buenos-Ayres, obgleich wie dieser den Pamperos ausgesetzt, denn der Cerro bricht ihre Macht außerordentlich. Der Hafen ist ziemlich tief, und wenn etwas zur Verbesserung desselben gethan würde, könnten die Kriegsschiffe mit vollkommener Sicherheit auf der kleinen Rhyde ankern, wodurch Montevideo ein entschiedenes Uebergewicht über Buenos-Ayres gewinnen würde.

Nach den verschiedenen Besuchen der Gesundheits-Polizei und Zoll-Beamten werden die Reisenden durch Boote an einen hölzernen Hafendamm gebracht, auf welchem ein reges Leben herrscht. Kaufleute von allen Nationen spazieren auf und ab, die Zigarre im Munde, und plaudern von Geschäften und Neuigkeiten; Andere erhalten eine neue Ladung, deren Auslieferung sie beschleunigen. Links führen die Carretillas die schwereren Lasten ans Land, welche die Lanchones (Barken) nur bis zu einer gewissen Entfernung vom Strande bringen, weil das Wasser nicht tief genug ist. Die Lanchoneros, die Carretilleros sind fast sämmtlich Sarden; sie sind thätig, niedrig zukommend, und eifrig etwas zu verdienen. Wenn man den Hafendamm verläßt, so ist der erste Gang nach dem Zollhause, wo das Gepäck untersucht wird. Dies geschieht mit großer Höflichkeit von Seiten der Beamten. Nur selten werden die Damen und ihre Habseligkeiten untersucht; in Folge dieser zu weit getriebenen Galanterie aber sind große Massen von Schmudfahnen heimlich eingebracht worden. Diese Speculation würde gegenwärtig wenig fruchten, weil die Regierung die Zölle auf einige Jahre an fremde Kaufleute verpachtet hat. Die Pächter sind meistens Engländer, welche ihre besonderen Beamten halten, und diese Herren sind viel zu verständig, als daß sie die Galanterie bis zum Schaden ihrer materiellen Interessen treiben würden.

Ein englischer Kaufmann, Samuel Lafone, hatte vor dem Beginn des letzten Krieges einen steinernen Hafendamm zu bauen angefangen, und es waren ihm dafür die Abgaben für das Ausladen auf fünfzehn Jahre überlassen worden. Durch die Belagerung von Montevideo sind die Arbeiten unterbrochen worden. Schon hätte ein solider Bau dem Meere weite Strecken abgewonnen, und es steht zu hoffen, daß sich eines Tages auf diesen Plätzen nach dem ursprünglichen Plane große Speicher erheben werden.

Montevideo zerfällt in zwei verschiedene Städte. Die eine reicht von der Festung San-José bis zum großen Markte, der auch mercado de la Ciudadela (Markt der Citadelle) genannt wird. Die andere erstreckt sich von dieser letzteren Gränze, wo die alte Stadt aufhört, bis zu den im Januar und Februar 1843 unter Leitung des Generals Paz erbauten Befestigungen. Diese Werke sind für lokale Truppen ganz uneinnehmbar; sie schließen die Halbinsel vollkommen und werden durch hundert Kanonen jedes Kalibers vertheidigt. Zwei seit kurzem errichtete, vorgeschobene Batterien halten den Feind, welcher die Stadt von der Landseite seit dem Februar 1843 blockirt, in Schranken.

Die neue Stadt, welche zwischen dem mercado de la Ciudadela und den Festungswerken liegt, ist fast ganz durch Auswanderer aus den baselischen Provinzen und Bearne erbaut worden. Sie besteht aus einer einzigen, wegen ihrer Länge el Cordon genannten Straße, in welche einige Querstraßen münden. Es ist noch nicht lange her, daß die alte Citadelle und die ehemaligen Bastionen und Mauern von Montevideo vollständig abgetragen worden sind, was in Folge des am 27. August 1828 zwischen Brasilien und der argentinischen Conföderation abgeschlossenen Friedensvertrages geschah. Wenn der Friede wiederhergestellt würde, würde die Stadt wahrscheinlich bald über die neuen Festungswerke hinaus, bis zu dem unter den Batterien des Cerro auf dem Hügel am Strande gelegenen Dorfe, sich ausbreiten. Der Werth des Grundes in und um Montevideo hat sich seit 1831 fast verdoppelt. Ein Grundstück in der Nachbarschaft des Cerro (fast ½ deutsche Meilen von der Stadt entfernt), welches ursprünglich für 1000 Fr. gekauft worden ist, ist im Jahre 1841 sogar für 10,000 Fr. verpachtet worden, weil man einen Kalbbruch auf demselben entdeckt hat.

\*) Der Lord-President hat den Vorsitz im höchsten schottischen Gerichtshofe — dem sogenannten Court of Session.

\*\*) Vgl. Nr. 85 des Magazins.

Die Straßen sind ganz in derselben Weise gebaut, als die von Buenos-Ayres; die Stadt bildet ein großes Schachbrett, und durch die unter rechten Winkeln sich schneidenden Straßen entstehen Stadtviertel, Manzanas genannt, deren Seite 120 Varas (400 Fuß) mißt. Die Trottoirs sind ziemlich bequem und werden durch Pfähle gegen die Carretillas gesichert. Die Häuser besitzen nur ein Erdgeschloß oder höchstens ein oberes Stockwerk; das Dach bildet eine Terrasse, azotea, auf welcher das Regenwasser aufgefangen und nach der in der Mitte des Hauses gelegenen Cisterne, aljive, geleitet wird. Einige wenige Casas (Häuser) besitzen einen Mirador, welcher sich über die Terrasse erhebt und das Panorama von Montevideo beherrscht.

Die einzige bemerkenswerthe Straße in der alten Stadt ist die Straße des St. Mai, ehemals Portonstraße genannt, welche die feine Welt von Montevideo nach ihren Bijouterie- und Puzwaarenläden zieht.

Unter den Gebäuden von Montevideo zeichnet sich die von den Spaniern erbaute Matriz (Domkirche) aus; sie ist breit, ziemlich hoch und ganz aus Backsteinen erbaut; ihre beiden Thürme sind mit einer Mosaik aus gemalter Fayence verziert; das Innere ist anständig, aber nicht prächtig. Die Orientalinnen gehen fleißig in die Kirche, und zwar in die schönste, in die Matriz, weil sie sicher sind, dort während ihres Gebetes beobachtet zu werden. Ihre Regentinnen breiten Teppiche vor ihnen aus, und die schönen Anbächtigten werfen sich nachlässig auf die also bedeckten Steine des Schiffes, während hinter den Pfeilern die Augen der leuzenden Herren nach der Geliebten spähen und sie mit Wohlgefallen betrachten, indem sie dem Scheine nach in eine fromme Lektüre versenkt ist, in der That aber mit Stolz die Aufmerksamkeit wahrnimmt, welche sie auf sich zieht. Die Kirche des heiligen Franziskus in der Zavalastraße wird von den armen Frauen besucht, die aus wirklicher Andacht zu Gott beten: sie ist feucht und häßlich.

Das Fort, der Regierungspalast, ist ein großes Viereck von Gebäuden, in denen sich die Ministerien befinden. Eine Bibliothek, ein kleines naturhistorisches Museum sind hier aufgestellt unter der Aufsicht eines gelehrten und rechtschaffenen alten Herrn, Don Francisco Figueroa. Das Theater ist neuerdings von einem Franzosen Richet widerhergestellt worden und kann von der gente decente besucht werden; den alten Gebrauch, seine Zigarre dabeilbst zu rauchen, hat man abgeschafft.

Das Polizeibureau liegt auf dem gleichnamigen Plage; es besitzt gegenwärtig einen sehr tüchtigen Direktor Andres Lamas, welcher nicht nur die Polizei bedeutend verbessert, sondern auch eine Münze im Polizeigebäude selbst angelegt hat. Man prägt in derselben Scheidemünze und schwere Piaster, die auf der einen Seite das Wappen von Montevideo (einen Ochsen, ein Pferd, eine Waage) und den Cerro tragen, und auf der anderen die Aufschrift: Belagerung von Montevideo.

Das Hospital de la Caridad ist allen Unglücklichen geöffnet und in vorzüglichem Zustande. Ein französischer Arzt, Brunel, widmet ihm seine Thätigkeit unentgeltlich und wird von ausgezeichneten Ärzten des Landes unterstützt. Ein von Rosas vertriebener französischer Abbé, Desombres, gewährt den Kranken seinen geistlichen Beistand. Das von der Frau des Generals Ribera, Donna Bernardina Fragofo, gestiftete Hospital der orientalischen Damen, wird durch die Beiträge der Teilnehmerinnen unterhalten, welche sie um sich zu vereinigen gewußt hat. Ein Invalidenhaus ist neuerdings von dem ehemaligen Kriegsminister Don Melchor Pacheco y Obes gestiftet worden. In Folge eines Auftrages des Patrioten Francois und durch den Einfluß des Obersten der Freiwilligenlegion, Thiebaut, ist ein französisches Hospital errichtet worden, welches durch freiwillige Beiträge der Franzosen und die Unterstützung der Regierung unterhalten wird.

Der Platz des Mercado Chico (der kleine Markt) ist viereckig und enthält eine unbedeutende Halle. Der gegenüber vom Fort gelegene Platz del Fuerte ist klein und schlecht gepflastert. Der Constitutions-Platz bildet ein von regelmäßigen Gebäuden eingeschlossenes, großes Viereck. Der mercado de la Ciudadela befindet sich auf der Stelle der früheren Citadelle und ist noch von hohen und alten Mauern umgeben. Am Vormittage ist er sehr belebt. Der Carnicero, welcher in Friedenszeiten das Pfund Fleisch mit fünf Centimen (4 Pfennigen) verkaufte, wozu es während der Belagerung fast nur gegen Gold auf. Je nach der Jahreszeit sieht man hier im Ueberflusse Gemüse, Früchte, Milch, Citronen, Orangen, Pfirsichen, Ananas, Sandias oder Wassermelonen, kurz fast alle Früchte der alten und der neuen Welt. Reizende Orientalinnen bewegen sich durch das Gewühl, um Blumen zu kaufen und ihre schwarzen Haare und ihr mit einem reichen Shawl bedecktes Regliges bewundern zu lassen.

Montevideo zählt 40,000 Einwohner. Die Eingebornen nennen sich Orientalen, sind stolz wie die Spanier, freundlich und umgänglich im Hause, außer dem Hause hochmüthig, auf europäische Art gekleidet, und leben fast alle von den Einkünften ihrer Esencias. Zum Handel in Läden bequemen sie sich nur mit großem Widerwillen, und wenn sie es thun, so zeigen sie dem Käufer gegenüber dasselbe kalte und unfreundliche Wesen, wie gegen die Fremden; der Mozo (Ladendiener) dient ihnen als Vermittler, ihre Arbeit beschränkt sich auf die Einkäufe und die Aufsicht. Eifersüchtig auf die Auswanderer aller Völker, welche sie gringos oder carcamanes nennen, lassen sie doch ihrer Thätigkeit und Einsicht Gerechtigkeit widerfahren und haben mehr als einmal bewiesen, daß sie in dieser Hinsicht mit ihnen wetteifern könnten. Aber der vornehme Müßiggang ist ihnen gar zu lieb und findet bei den Damen von Montevideo gar zu großen Beifall. Die Orientalinnen führen ungefähr dasselbe Leben als die Argentinierinnen, nur sind sie viel offener mit ihrer Liebe, wie mit ihrem Haß, mit ihrer Verachtung, wie mit ihrer Hochachtung.

Die spanische Bevölkerung besitzt zu Montevideo keinen Consul und ist

mithin denselben Lasten unterworfen wie die Eingebornen. Sie ist nicht sehr zahlreich. Die französische Bevölkerung zählt 15,000 Seelen, von denen 3000 für die Verteidigung der Stadt die Waffen ergriffen und sich seit 2½ Jahr als muthige und beharrliche Kämpfer bewiesen haben. Die Franzosen treiben zu Montevideo allerlei Gewerbe, sie sind Kaufleute, Maurer, Zimmerleute, Schuhmacher, Schneider, Journierer, Friseur, Schlosser u. s. w. Die Vasken, welche 1000 Mann zur französischen Legion gestellt haben, arbeiteten während des Friedens besonders in den Saladeros (Pöckel-Anstalten) und den Esencias. Sie besorgten die Pferde eben so gut und lederten das getödtete Vieh mit eben solcher Geschicklichkeit ab, wie die Gauchos; sie bauten auch Häuser und haben fast ein ganzes Stadtviertel, den Cordon, errichtet. Durch ihre schwere Arbeit verdienten sie täglich 11—12 Fr. Es war eine Freude, sie des Sonntags zu sehen, wenn sie in ihren kurzen, mit einem rothen Gürtel besetzten Westen und ihrem blauen Barett in den Schenken lärmten und lachten oder in den Sälen, die sie sich erbaut hatten, Ball spielten und ihre nationalen Tänze aufführten. Die Franzosen, die Vasken, die Bearner hatten ihre Tänze und ihre Välle, aber all dieses hat seit dem Einfall Dribes aufgehört.

Die Kanatier treiben die Gärtnerei. Eine große Zahl derselben hatte sich im Bezirk Molnabado niedergelassen, die Guerillas aber haben ihre Arbeiten vernichtet. Sie versorgen den Markt der Hauptstadt mit Früchten und Gemüse und werden im Allgemeinen in den benachbarten Quintas beschäftigt, wo sie der fruchtbaren Erde Reichthümer entlocken, deren Daseyn die Orientalen gar nicht geahnt hatten. Die Sarden und die Genueser bilden nach den Franzosen die stärkste Auswanderung, da sie eine Legion von 700 Mann aufgestellt haben. Sie arbeiten als Lanchoneros oder als Küstenschiffer.

Die Negersklaven sind bei dem Einfall Dribes freigelassen worden und bilden ein Corps von 1500 Mann, welches ebenfalls die Stadt verteidigen hilft.

Auch die argentinischen Auswanderer haben zu Montevideo eine Legion gebildet, die aber nicht sehr zahlreich ist. Der General Paz, welcher gegenwärtig an der Spitze der aufgestandenen Correntiner steht, gehört zu ihnen. Sie sind ruhig und verständig und haben ein vielleicht zu übertriebenes wüthendes Wesen, besitzen aber die Neigung der wahren Orientalen nicht eben in sehr hohem Grade.

Die Gewohnheiten und Gebräuche zu Montevideo haben eine große Aehnlichkeit mit denen von Buenos-Ayres, nur die Furcht, welche der argentinische Diktator einschloß, kennt man hier bloß vom Hörensagen. Tanz, Musik, Blumen und Wohlgerüche sind die Leidenschaften der Orientalen; jede Tertulia (Abendgesellschaft) wird mit einer Menuett eröffnet, aber die französischen Tänze verdrängen die Nationaltänze allmählig immer mehr. Die ärmere Bevölkerung tröstet sich bei der Guitarre über ihr einförmiges Leben, und mit dem Einbruch der Dunkelheit klingen alle Straßen. Die Media-Caña, der Tanz der Neger, übertrifft an Ausgelassenheit die niederländischen Kirnehänge.

Der Karneval bringt zu Montevideo eine wahre Ueberfluthung wohlriechender Wässer. Von allen Dächern regnen auf die Vorübergehenden mit wohlriechenden Essenzen angefüllte Eier. Ein eleganter Anzug bringt dem, der ihn trägt, einen vollkommenen Plafregen. Man verfolgt sich, bespritzt sich, neckt sich von Dach zu Dach. Besonders die Frauen, in lange, weiße Mäntel eingehüllt und vor Freude häpfend, bilden die angreifende Partei. Glücklich, wer sie in ihrer Flucht erhascht! Der Karneval entschuldigt manche Vertraulichkeit. Der General Rosas hat diese letzte Freiheit der unglücklichen Argentinier im Februar 1844 abgeschafft.

Die geistige Bildung schreitet zu Montevideo langsam vorwärts, weil der Krieg die den Studien unentbehrliche Muße verhindert. Dennoch habe ich mitten unter der augenblicklich herrschenden Anarchie ein von de Vargas mit Talent geleitetes Collegium, colegio de humanidades, gefunden; eine junta de hygiene, welche Chirurgen und Aerzte aufnimmt, von denen sie außer Fachstudien und einem Diplome, wenn es Freunde sind, noch eine hinlängliche Kenntniß der spanischen Sprache verlangt; und ein historisches Institut, welches später über die Vergangenheit und Zukunft dieses Landes bedeutendes Licht verbreiten wird. Täglich erscheinen drei Zeitungen, zwei in spanischer Sprache, der Constitucional und der Nacional, und eine französische, der Patriote Francois. Zwei andere Zeitungen, eine englische und eine französische, die Britannia und der Messenger, haben nur ein vorübergehendes Daseyn gehabt. Auch mehrere geschickte Dichter befinden sich unter den argentinischen Auswanderern zu Montevideo und unter den Orientalen selbst.

Die ausübende Gewalt der orientalischen Regierung wird durch den Präsidenten und seine Minister vertreten, die gesetzgebende durch die Repräsentantenkammer und den Senat. Das Bestreben der Regierung geht auf Unabhängigkeit des Landes nach Außen, Schutz und Wohlwollen für die fleißigen Fremden, und auf Festigkeit ohne unnütze Strenge im Innern. Der General Fructuoso Rivera ist seit dem Jahre 1843 nicht mehr Präsident, sondern Befehlshaber der orientalischen Armee. Der provisorische Präsident Don Joaquin Suarez führt die Leitung des Ganzen, bis ein ruhigerer Zustand der Dinge erlauben wird, einen definitiven Präsidenten zu wählen.

Alle Orientalen sind Soldaten, wenn sie das Vaterland ruft; die Armee der orientalischen Republik zählt 3000 Mann Kavallerie im Felde unter der Anführung des Generals Rivera und 3000 Mann Infanterie in der Stadt unter dem Obersten Flores, seit der Oberst Pacheco y Obes seine Entlassung eingereicht und der General Paz die Stadt verlassen hat, um den Aufstand der Correntiner gegen Rosas zu leiten. Außerdem bestehen gegenwärtig zu Montevideo eine französische Legion von ungefähr 2000 Mann und eine italienische von 500.

(Fortsetzung folgt.)

## Italien.

## Italien und das Papstthum.

Nach Edgar Quinet.<sup>\*)</sup>

Eine Erscheinung, welche dem einigermaßen aufmerksamen Beobachter der Geschichte sogleich ins Auge fällt, ist folgende. Die Häupter der Staatsgewalt im achtzehnten Jahrhunderte, die Fürsten und Könige, geben der Bewegung nach, welche von der Philosophie erzeugt wird. So wie aber die Revolution hervorbricht, kehren sie vor diesem Anblick eilig um, und ein einziger Tag führt sie zum Mittelalter zurück. Ganz dasselbe kann man von der römischen Kirche im sechzehnten Jahrhunderte sagen. Ohne sich zu beunruhigen, folgte sie dem Strome der Zeit. Da erscheint Luther, die Reformation bricht hervor; ein schrecklich Licht geht dem heiligen Stuhle auf. Sogleich weicht das Papstthum zurück; mit beiden Händen stößt es das Geschenk der Zukunft von sich. Jeden Tag versinkt es tiefer in die Vergangenheit. Seine Biege indes erschreckt es eben so wie sein Grab.

Das Treiben des Papstthums ist nirgends sichtbarer als in Italien; dort muß man es studiren, um sein Geheimniß zu besitzen, denn dort hat es sich gänzlich zum Herrn gemacht. Diese seine Politik ruht auf einer unendlichen Hoffnung, welcher ein ganzes Volk sich hingiebt. Vom Anfange seiner Geschichte an sieht man, daß dies Volk nicht das Schicksal der anderen haben werde. Eine außerordentliche Erwartung treibt dasselbe; kaum beginnt es, nach den Einfällen äußerer Feinde, unter den Lombarden die Gestalt eines Volkes anzunehmen, als die Hand der Päpste den Fremden herbeiwinkt. Der Fremde kommt; er zerstückt jene Anfänge eines italienischen Reiches; aus seinen Stücken bildet sich, wie aus den Stücken von Minerva's Schilde, eine Menge kleiner Staaten. Sie suchen sich unter einander zu vereinigen; allein derselbe Geist erscheint wieder, und durch seine bloße Gegenwart trennt er sie. Da dieser Geist keine materielle Gewalt besitzt, so ist er stets genöthigt fremde Kräfte zu Hülfen zu rufen, so daß er die dem Volke inwohnende Kraft verhindert, sich zu entwickeln, und zugleich unfähig ist, dieselbe zu ersetzen. Als zuletzt von allen jenen kleineren Staaten nur Florenz noch übrig ist, ruft Clemens VII., um jenes Werk zu vollenden, den Fremden noch einmal gegen seine Vaterstadt Florenz herbei. Da geht das italienische Volksthum mit seiner letzten Schutzwehr zu Grunde, und auf seinen Trümmern erhebt sich die unumschränkte Gewalt des modernen Papstthums.

Und wie es zugeht, daß die Völker so willig sich jener fremden Gewalt opferten, daß von den Alpen bis nach Calabrien auch nicht ein Schrei gegen dieselbe gehört wurde? Die Geschichtsschreiber haben es nicht erklärt. Der Grund ist der, daß wohl nie in einem Volke größerer Ehrgeiz genährt wurde. In dem Augenblicke, wo es von dem Streiche getroffen wurde, meinte dies Volk, indem es sich opferte, in der Gewalt wieder aufzuleben, welche die Welt beherrschen sollte; und hätte das Papstthum seine Verheißungen wirklich erfüllt, hätte es wirklich die ganze Erde zu den Füßen des Vatikan geführt, so wäre das vielleicht ein würdiger Preis für Italiens verlorenes Volksthum gewesen. Man bemerkt, daß Rom, indem es von einem ganzen Stamme die unbedingte Aufopferung des zeitlichen Daseyns forderte, die Verpflichtung auf sich nahm, geistig die Welt zu beherrschen. Dies allein konnte die Vernichtung eines Volkes rechtfertigen. Italien hat die Bedingungen des Vertrages erfüllt; es versprach zu sterben, es hat Wort gehalten. Und Rom! Was würden, wenn sie heut wieder aufstehen könnten, jene Geschlechter der Welfen sagen, die im Mittelalter in allen Städten Italiens vom Erdboden verschwunden sind, überzeugt, wenn sie ihr Land dem Papstthum überließen, es der Gewalt anheim zu geben, welche alle Lebenskraft der Zukunft in sich schloße! Sie würden diese Macht nach und nach auf ihre Mauern beschränkt sehen, wie sie, statt das abtrünnige Griechenland wieder zu gewinnen, nach einander Rußland, Preußen, zum großen Theil Deutschland, Schweden, die britischen Inseln und einen Theil von Frankreich verliert, wie jenseits des Oceans die belebteste Hälfte einer neuen Welt ohne Hoffnung einer Annäherung sich Rom entzogen hat, und wie wiederum diesseits des Meeres selbst Spanien wankt. Wo Rom noch steht, da haben andere geistige Mächte sich erhoben, und es ist auf seiner Bahn weiter zurück als damals, wo jene Geschlechter willig sich hinopfereten, um dem Papstthume einen Fußschemel zu bereiten. Das also ist die heilige Politik, für die ein ganzes Volk bereit war, vom Erdboden zu verschwinden, für die Italien sich's hat gefallen lassen, auf einer Schädelstätte zu leben, für die es sich von allen Kriegsgewalten hat geißeln lassen, welche darüber hingezogen sind!

Der Schmerz der getäuschten Hoffnung und des umsonst gebrachten Opfers wurde im Mittelalter von den großen Schriftstellern Italiens, welche das wahre geschichtliche Leben des Volkes bewahrt haben, mit ungemeiner Kraft ausgesprochen. So lange noch eine Hoffnung da ist, Italien vom Selbstmorde zu retten, vernimmt man gewaltige Stimmen, die dasselbe beschwören inne zu halten. Ist die Politik der Päpste wirklich die heilige Politik, und ein Volk stürzt sich für sie in den Abgrund, so ist dies erhaben und ganz christlich. Wenn nun aber diese Politik, wie jede andere, nur eine zweifelhafte zeitliche Geltung hat, wenn sie nicht ewig und von Gott ist, welche nie gut zu machende Verirrung! Vom dreizehnten Jahrhunderte an entstand dieser Zweifel in den Geistern. Daher jene Schreckenrufe bei Dante, welche in Petrarca, Boccaccio

und zuletzt in Machiavelli<sup>\*)</sup> ihr Echo finden. Dante namentlich bietet fast übermenschliche Kräfte auf, um sein Land dem Truge zu entreißen. Weber Luther noch die Reformation hat je in so heftigen Worten vom Papstthume gesprochen. Um Italien aus seinem Wahne zu reißen, will Dante es dem Kaiser in die Arme werfen; Machiavelli ruft alle Laster und Tugenden der Barbaren zu Hülfen, um es aus seinem Schlafe zu wecken. Aber das Loos ist geworfen; Italien versinkt immer tiefer in seinen Traum von dem allgemeinen Papstthume; es ist nicht mehr italienisch, es wird Weltbürger, um sich noch besser zu überliefern. Und da nun gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts Alles vollendet ist, da muß man die Sprache der neuen Generation von Schriftstellern hören, die im Namen der Kirche sprechen. Anstatt mit dem Papstthume zu triumphiren, sieht Italien sich gefangen. Und was rathen ihm da seine großherzigsten Schriftsteller, Savonarola, Campanella, die sich gewiß aufrichtig sehnen, es frei zu sehen? Nichts ist unglaublicher und doch folgerechter. Savonarola, dieser evangelische Tribun, sieht kein ander Mittel, als — noch mehr zu dulden. Italien möge nichts von der Erde noch von sich selbst hoffen. Es möge sich von allen Völkern geißeln und kreuzigen lassen; zum Wappen wähle es das blutige Kreuz! Es sterbe freiwillig und steige wie Lazarus ins Grab! Das ist jetzt die Politik der Kirche. Italien folgt diesem Rathe; ein und ein halb Jahrhundert ist es gerade der unthätige Märtyrer, den Savonarola will; es geht ins Grab, so weit ein Volk dies kann. Das sechzehnte Jahrhunderte beginnt. Sehen wir, was nach einem so leidenden Gehorsam die neuen Schriftsteller ihm sagen, die von dem Geiste der wiedergeborenen Kirche erfüllt sind. Chiabrera, Filicaja, diese echten Dichter, sind auf Sitten des heiligen Stuhles. Sie haben ihre Poesie in den Gährungsstoff der religiösen Reaction getaucht. Sie werden, so erwartet man doch sicher, meinen, das Maß des Unglücks sey voll, und es sey Zeit, ihrem Volke einen Antheil an der Wiedergeburt und dem Triumph der Kirche zu verschaffen. Keinesweges. Savonarola's Märtyrerpapst ist eine heitere gegen die Verheißungen Chiabrera's und Filicaja's. Man lese nur jene vertrauten Freunde der neuen italienischen Kirche; immer derselbe Ausspruch für Italien, man müsse doch sterben. Dulde, du Unglückliche, dulde! ruft der fromme Filicaja; Sklaverei oder Tod! Bedenke und wähle! Weiter findet man nichts bei diesen Todespropheten.

Inbessen ist in diesen Worten wenigstens noch ein Echo des biblischen Jornes; es ist der Schall eines Körpers, den man ins Grab wirft. Diese Kraft der Verachtung birgt vielleicht noch einen Rest volkstümlichen Lebens. Als aber später, begleitet von Todesgesängen, ohne daß man ein Auferstehungslied von der Kirche her vernahm, dieser Leichenzug eines Volkes bis in unsere Tage gelangt, was sieht man da? Das Königreich Italien, von Napoleon einen Augenblick erhoben, fällt wieder, und die von der römischen Kirche begeisterten Schriftsteller, Manzoni, Silvio Pellico, ergeben sich ohne Klage daren. Der Schmerz über Italiens Untergang hat bei ihnen nichts mehr von der lebendigen Erregung bei Savonarola; für sie ist Alles seit Jahrhunderten vollbracht.

Wiederholen wir, indem wir die Konsequenzen Jedem selbst überlassen, kurz den Inhalt dieser ganzen Geschichte, so ist er folgender. Ein gesellschaftlicher Vertrag bildet sich zwischen der römischen Kirche und Italien. Die Erstere verspricht dem Letzteren die allgemeine Oberhoheit des Geistes als Ersatz für den äußeren Untergang. Italien nimmt es an; es vollbringt seinen Untergang. Das Ziel wird nicht erreicht. Es ist ein großes Volk weniger in der Welt, und das Papstthum, seinem Versprechen treulos, setzt ohne Reue den Fuß auf diesen großen Todten, der von den Alpen bis nach Calabrien reicht. E. D.

## Mannigfaltiges.

— Antonio Perez und Philipp II. Herr Mignet hat vor kurzem eine Schrift unter dem Titel: Antonio Perez et Philippe II. herausgegeben, die jene merkwürdige Episode in der spanischen Geschichte behandelt, wo der finstere und despotische Monarch — „der Dämon des Südens“ — als ein betrogenen Liebhaber erscheint, dem ein lächerlicher Unterthan das Herz seiner Favoritin streitig macht. Die Veranlassung zu diesem neuen Werke des Verfassers der *Histoire de la Revolution Française* gab die Auffindung einiger Dokumente im Archive des französischen Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, wodurch die *liaison* zwischen dem Secretaire Perez und der Prinzessin von Eboli außer allem Zweifel gestellt wird. Bekanntlich haben einige namhafte Historiker (unter denen sich auch Ranke befindet) die ganze Intrigue als apokryphisch betrachtet.

<sup>\*)</sup> „Da Einige meinen, der Fortgang der Angelegenheiten Italiens hänge von der römischen Kirche ab, so will ich ihnen besonders zwei Gründe entgegenstellen. Der erste ist der, daß durch das böse Beispiel jenes Hofes jene Provinz alle Frömmigkeit und Religion verloren hat; das erzeugt unendliche Verwirrungen, weil man da, wo die Religion ist, das Gute, wo sie fehlt, das Schlechte voraussetzt. Wir Italiener haben es also der Kirche zu danken, wenn wir in Unglauben und Verderbniß gefallen sind; wir haben ihr aber noch etwas ganz Anderes zu danken, daß die Ursache unseres Falles ist, daß nämlich die Kirche dieses Land getheilt hat und in diesem Zustande erhält. Da das Papstthum nicht stark genug war, sich Italiens zu bemächtigen, und nicht zugab, daß ein Anderer sich desselben bemächtigte, so folgte daraus, daß dieses sich nicht um ein Haupt sammeln konnte, sondern unter mehrere Fürsten und Herren getheilt wurde. Dies ist die Quelle solcher Zwietracht und Schwäche, daß Italien dahin gekommen ist, nicht nur der Barbaren, sondern eines Jeden Beute zu werden, der es angreift; und dies haben wir Italiener der Kirche und ihr allein zu danken.“ Machiavelli.

<sup>\*)</sup> Bgl. Nr. 79 u. 86 des Magazins.